

|                     |   |
|---------------------|---|
| <b>Zeitschrift:</b> | Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst             |
| <b>Band:</b>        | 2 (1912)  |
| <b>Heft:</b>        | 39  |
| <br>                |   |
| <b>Artikel:</b>     | Zwischen Abend und Morgen   |
| <b>Autor:</b>       | Matthey, Maja   |
| <b>DOI:</b>         | <a href="https://doi.org/10.5169/seals-641622">https://doi.org/10.5169/seals-641622</a> |

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sie Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

28. September

## Sag' eh du gehst.

Von Maja Matthey.

Aus meinen Augen gehst du weit  
Und läßt mich allein.  
Laß nüken mich die Spanne Zeit  
Und doppelt selig sein.

Neig deine Lippen lieb mir zu,  
Leicht trennt die Ferne tief  
Und stört, was still in stolzer Ruh  
Und frommem Frieden schließt.

Aus Wind wird Sturm und Not und Nacht,  
Trägst du mein Herz nicht fort.  
Sag', eh du gehst, was treu mich macht,  
Sag' mir ein gutes Wort.

## Zwischen Abend und Morgen.

Tessiner Novelle von Maja Matthey.

1.

Über die Firnselder des Monte Rosa flammte die Abendsonne und rötete den weißen Schnee, so daß die blinkenden Schneefelder wie in Purpur getaucht aussahen.

„Der Firn glüht!“ riefen die Weiber auf den Feldern und hoben ihren Spaten über die Schulter und nahmen das Tüchlein vom Boden auf, das sie über allerlei Frucht verknotet hatten. „Es ist Abendzeit.“

Aus den Dörfern, die zwischen den Felsen und der Schlucht am Abhang kleben wie die Schwalbennester unterm Dachbalken, halb überschattet von den Felsenhäuptern, ragen schimmernd und schlank die Türmchen der Kirchen und Kapellchen auf. In ihrem Mauerwerk begannen die eisernen, rostigen Ketten stöhnend das Räderwerk anzutreiben, daran die Glocken an und sprangen hoch und höher, bis hinaus zu den Turmlöchern. Es sah aus, als wollten sie Burzelbäume schlagen vor Freude über den Klang, der aus ihrem Gehäuse die Kunde über das Dorf, über die entlegenen Hütten, zu den Weiden und den Ställen trug — die frohe Kunde, daß ein Tagewerk getan war und die Feierstunde begann.

Die Sonnenflammen erloschen über dem Firn, und vom Himmel kam die Dämmerung und stieg über die Felsen herab, in die Kastanienwälder und die engen Gassen der Dörfer.

Die Weiber stellten ihren Spaten vor die Hütte, trugen ihr Tüchlein mit der Feldfrucht in die Küche und kamen wieder heraus, einen Wassereimer in jeder Hand. Sie standen einen Augenblick auf der Schwelle ihrer Hütte, sogen die Abendluft prüfend ein, traten in die Holzschuhe, die neben der Türe

standen und klapperten über die spitzen Steine der Dorfstraße zu der Quelle, die abseits in einen tiefen, kühlen Brunnen ihre Wasser schoß.

Auf der Steinbank, die um den Brunnen lief, saßen die wenigen Männer, die der Verdienst nicht hinaus aus dem Bergdörfe in die großen Städte getrieben hatte.

Sie riefen den Weibern den Abendgruß zu, kurz und trocken, mit einer rauhen Kehle, die vom Tabak und dem herben Landwein heiser angelaufen war.

„Es fängt an zu dunkeln, und ihr holt erst das Wasser zur Abendsuppe,“ schalteten sie. „Unser Magen ist leer.“

„Wir hatten Arbeit auf dem Felde,“ antworteten die Weiber, „und keine Zeit, uns um euren Hunger zu kümmern.“

„Hört, wie die Fledermäuse pfeifen!“ sagte einer von den Männern. „Warum habt ihr sie aufgescheucht? Ist es nicht gleich, ob wir unsere Wassersuppe etwas später bekommen? Paßt auf, sie geraten euch noch in die Haare.“

Er duckte sich, denn es war ihm, als käme eine Hand seinem Haarschopf nahe.

Er mußte sich wohl geirrt haben. Aber nein, da packte sie auch schon zu und riß ihm die Kraushaare aus der Stirn.

„Faulenzer!“ schrie eine scharfe Stimme. „Den ganzen Sommer durch habe ich mich für dich das Fleisch von den Armen geschafft — damit du Speise hastest — und auf der Steinbank sitzen konntest.“

„Madonna,“ ächzte der Gezauste. „Diesen Winter gehe ich nach Paris!“

Da ließ die Hand von ihm ab und man hörte, wie klappernde, eilige Schritte den andern Weibern nacheilten.

Die jungen Dirnen lachten laut über den Streit der beiden, der wie eine reife Frucht vom Baume des Ehelebens in die Gasse gerollt war.

„Sie hat es ihm gut gesagt, die Gina,“ riefen sie und bogen ihre schlanken Leiber vor Lachen. „Dafür muß sie den Winter allein im Bett liegen,“ höhnten die halbwüchsigen Burschen und stellten sich breitspurig neben die jungen Dirnen hin. „Es ist besser, allein zu sein, als einen Faulpelz zum Manne zu haben,“ antworteten die Mädchen, die keine Scheu vor den natürlichen Dingen des Lebens und der Liebe kannten.

Die Greise waren auf der Steintreppe vor ihren Hütten hocken geblieben und kauten am Tabak eines Bräsigostummels. Mit leeren, glasigen Augen schauten sie in die Dämmerung und stützten mit einer Hand Hüfte und Rücken, darin die Schmerzen wühlten, die ihnen von der Anzahl der Jahre und von dem harten Leben als freiwilliges Geschenk angeworfen wurden.

„Verbrauchte Ware,“ riefen die Burschen übermütig und deuteten auf die Alten hin.

Sie bliesen sich auf im Gefühl ihrer jungen, gesunden Kraft und hoben einen der vielen Steine von der Gasse auf, um ihn im Lärm der Schwunge weit hinaus in das Land zu schleudern, wo zwischen Unkraut ein verfaulter, halb umgefunkelter Baumstumpf ihnen als Zielscheibe diente.

„Gebt Ruhe, ihr Taugenichtse,“ befahl Gina, die den vollen Eimer aus dem Brunnen hob.

„Teufelszeug, das Mannsvolk,“ murerten die andern und drängten sich schwatzend aneinander. „Kaum, daß sie die Milchzähne gewechselt haben, da streichen sie schon den Jungdirnen nach!“

Die Rede der Weiber tönte rauh und drang unheilkündend an die Ohren der Jungmannschaft.

Stillschweigend zog sie ab in den nahen Kastanienwald, um von dort auf eine gelegenhafte Zeit für ihre Kurzweil zu warten. Nun war die letzte Glut am Himmelsfeuer erloschen. Blaue Schatten umkreisten ihn und fuhren über den Schnee und die hellen Höhlen wie dunkle Riesenbäume. Ein Windstoß hob den Staub in den Gasen und blähte den schwatzenden Weibern ihren Rock zu rundlichen Blasen auf und zerrieß ihnen das Tuch von den glattgeschleiften Haaren zurück über die dünnen Flechten, die sie eng an den Hinterkopf gepreßt tragen. Groß und knochig standen sie zusammen und stießen in der Erregung mit ihren gefüllten Eimern an, so daß das Wasser herausprang, ihnen die Beine neigte und über die Gasse lief.

Sie achteten es nicht.

Die Gina wies mit einem Ausrufe des Schreckens nach dem Ende des Dorfes hin, wo ein Hüttelein stand, armseliger wie die andern Hütten. Darin flackerte ein Licht auf und ab, das bald zu erloschen schien und wieder neu aufflammte, je nachdem der Wind wehte oder die Unruhe in dem Hüttelein seine Flamme bedrohte.

Einige Gläubige machten das Zeichen des Kreuzes über ihren gesegneten Leibern und schauten angstvoll in den Abend, als könnten sie aus dem dunklen Tanz der Schatten ihr Schicksal lesen.

Die Straße herauf, von dem Hüttelein her, kam ein Mann gegangen. Kaum erkannten ihn die Weiber, da um-

ringten sie ihn und bedrängten ihn mit Fragen, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen.

„Herr Doktor,“ schrien sie durcheinander, „muß sie sterben?“

Umsonst wehrte sich der Bedrängte gegen ihren Ansturm. Die Weiber zupften ihn am Kinn und hielten ihn am Gewande.

Der Arzt schnappte nach Atem.

„Zwei Tage liegt ihr sie liegen, ohne mich zu rufen, ihr Unvernünftigen,“ sagte er.

Sie ließen den Vorwurf über sich ergehen. Es fiel ihnen nicht ein, daß sie eine Pflicht versäumt hatten. Zum Leidensein waren sie alle da und zum Arbeiten! Das war das Geschick ihrer Mütter gewesen; es war ihr eigenes gewesen und würde das ihrer Töchter sein.

„Muß sie sterben?“ schrien sie durcheinander und versuchten, dem Arzt die Antwort aus den Augen zu lesen.

Eine drängte sich aus dem Kreise heraus. Mühselig schlich sie zur Quelle zurück und ließ den schweren Eimer hinab in den Brunnen, um ihn frischgefüllt zu heben. Glücksend drang das Wasser in das Gefäß ein. Das Geräusch gelangte ihr in die Ohren wie das Rollern frischer Erdgeschollen auf einem Tannenhang.

Die Weiber hatten die Antwort aus den Augen des Arztes gelesen.

Sie traten zur Seite und ließen ihn gehen. Ehrfürchtig standen sie da, als zöge mit dem Arzt ein Schicksal an ihnen vorbei.

„Ach, die Erminia,“ seufzten sie. „Sie ist noch so jung; nicht achzehn Jahre ist sie alt und soll Mutter werden und sterben.“

Das Grauen vor dem Tode packte sie. Eisfrost riefelte es ihnen über den Körper. Ihre Zähne schlügen bebend aufeinander.

Selten greift der grausame Würger Tod in die Reihen der spärlichen Bewohner, und klein ist der Friedhof, der zu Eingang der Berggemeinde liegt. Um so tiefer empfinden die Leute jene Angst vor der letzten Not, je seltener sie daran gemahnt werden, daß unsere Zeit dahinsießt, wie ein Sturzwasser so rasch, und die Zahl unserer Erdentage abnimmt mit jedem erlebten Augenblick. Rasch schließen sie sich zusammen und vergessen, wenn die letzte Not droht, ihre kleinen Streitigkeiten, ihre Nachgedanken und ihre selbstsüchtige Art, für sich die Fleischstückchen aus der Suppe des Lebens kostvoll herauszufischen.

Sie lassen die Suppe stehen und die Fleischstückchen kalt und unansehnlich werden, sobald der fahle Fürst des Todes einer Gespielin, einem Gefährten im Nacken sitzt.

Im Herzen dieser einsamen Bergleute ist der Wirklichkeitsfond der Zeit seltsam verschmolzen mit dem überlieferten Glauben und hat ein Gemisch in ihrem Innern gedeihen lassen von roher, genüßsüchtiger Daseinsfreude und ängstlicher Scheu vor der Ewigkeit.

Jedes Jahr, wenn mit den Herbsttrieben das Gedächtnis an die Toten wach wird, lassen die Pfarrer asketische Mönche aus Italien kommen, die über den Gräbern der Toten von der Schrecknis der Hölle sprechen. Da konnte es geschehen, daß sie einen unbüßfertig Gestorbenen anriefen mit Namen: „Sage, wie bist du daran?“ und mit einer verstellten, geisterhaften Stimme selbst die Antwort auf ihre Frage so gaben,

daß die Weiber vor Grauen zu weinen begannen, und die Männer ihr Entsehen zu verbergen suchten unter einem zaghafsten Lachen.

Mit den neuen Villen und Sommerhäusern, die sich oberhalb des Dorfes reiche Fremde erbauen ließen, drang die Aufklärung in die Berggemeinde. Sie kam langsam wie ein Frühlingstregen, der das Eis auf den Wassern lösen muß, und wurde wie ein Sturm, so stark und gewaltig, der die alten Überlieferungen aus den Herzen rieß, die Geister aufwühlte und das Körnlein Menschlichkeit in sie hineinwarf zum Keimen. Da mochte es in Zukunft aufgehen, wachsen und ein Baum werden, in dessen Schatten sich's vergnüglich rasten ließ, je nachdem die Geister der Einzelnen beschaffen waren. Einstweilen waren den Sommer lang die Dörfler mutige Aufgeklärte und wurden, wenn mit den Herbstnebeln die asketischen Mönche über den Gräbern der Toten von den Schrecknissen der Hölle sprachen, zu verzagten, ängstlichen Seelen. Die Fremden hatten sich das schönste Fleckchen des lieblich über Lugano gelegenen Bergdorfs ausgesucht. Dort, wo die Monte Rosa-Kette breit und majestätisch vor den Blicken liegt, hatten sie die Erde aufgerissen und das hügelige Weinland der Dörfler in Gärten und Parkanlagen umgewandelt.

Wie ein Auge, daraus der Himmel tief und unergründlich zurückstrahlt, lag ein Stückchen Seewasser tief unten und das schmale Wasserfädlein der Trese lief zwischen dem überhängenden Wiesengebüsche in den See.

Das Land hatte der Gina gehört. Dort hatte sie noch im vorigen Jahre mit den Nachbarinnen gestanden im Sonnenbrand und die Hand schattend über die Augen gelegt, um ausschauend hinüber nach den Firnen zu sehen, die am Tage wie Rosen in einem warmen Lichte leuchten.

Sie hatten mit Fauchzen von den verstreut stehenden Rebstücken die dickschaligen, schwarzen Trauben eingehiemt, die einen schweren, dunkeln Wein geben. Aus den Felsblöcken, die zwischen den Erhebungen des Hügels lagen, war der wilde Feigenbaum gewachsen, daran die kleinen, herben Früchte bis in den Winter hingen und nachreiften.

Nun stand dort ein eingezäunter Garten, daraus Lieder und Lachen mit einer Welle fremdländischen Blumentufes drangen.

Das Tüchlein der Gina war voller Silberstücke gewesen, als sie den Verkauf ihres Landes abgeschlossen hatte.

„Das ist besser und langt weiter als die spärliche Frucht, die ich mit meinem Schweiß einheimsen muß.“ hatte sie gebrüllt und das Tüchlein kunstvoll über dem Gelde verknöpft.

Bis nach Paris drang die Botschaft von ihrem Schatz, und ihr Mann strich die Farbe aus seinen Pinseln und hing den Malerkittel an den Nagel, daran sein Nebenmann den seinen aufgehängen hatte und kam heim. Wie hüpfte die Gina, als sie ihren Mann abholen ging und ihm das neue Bett zeigte und das seine Linnen mit den Spitzenkanten.

Sie hatte ein seideses Tüchlein um den Kopf geschlungen und eine seidene Schürze um ihren Hochzeitsrock gesteckt. Auf dem Tische dampfte die Polenta, und der dunkle, dickflüssige Wein stand im Glase.

Dem Manne gefiel es so gut, daß er das Fortgehen vergaß. Aber die Silberstücke, die sie für ihr Hügelland eingetauscht hatte, waren nicht wie ein Stückchen Erde, das einem ans Herz wachsen kann wie etwas Liebes. Sie rollten, ehe es recht bedacht war, in aller Leute Taschen und kamen nicht wieder zurück.

Die Gina begann von früh bis spät über den Faulenzer zu seufzen und schalt, daß es durch die Gasse tönte und die Nachbarinnen sich lachend in die Seite stießen und verwundert sagten, wie schnell doch eine süße Traube abgegessen ist, die nachher den gelustigen Mäusern nichts als ihr leeres Gerippe entgegenhält.

„Das Teufelszeug, das Mannsvolk, ist schuld an allem Elend,“ sagte die Gina zu den Weibern, „an dem meinen und an dem der armen Erminia. Mein Tüchlein war so schwer.“

Sie schüttelte die Hand, daran der Wassereimer hing.  
„Nun ist mein Tüchlein leicht, und er geht nach Paris.“  
Sie sah an ihrem Leibe herunter. Da lag ihr der Rock nicht  
mehr glatt und gefällig um die Hüften wie früher.

„Muß sie sterben, die Erminia?“ murmelten die Weiber leise.

„Ja, sie muß sterben,“ hauchten sie. Sie trauten sich nicht, ihre Angst laut in die Dunkelheit zu rufen. Sie fürchteten, ihre Stimmen könnten die bösen Gewalten wecken, die lauernd in den Schatten sind. Drohend stand der Tod vor ihnen und dahinter die Schrecknisse der Ewigkeit.

Sie sahen, daß ihre Eimer leer waren und wagten nicht, zum Brunnen zu gehen und sie neu mit Wasser zu füllen. Alte Geschichten kamen ihnen in den Sinn, die ihnen die Großmutter erzählt hatte, lauter traurige, unheimliche Geschichten, wie sie an den einsamen Orten unter den Menschen von Mund zu Mund gehen und das Sterben schauerlich gestalten.

## Von den Blinden und ihrem Leben.

Don E. Schr.

(Schluß.)

Wir haben in der letzten Nummer der „*Berner Woche*“ von dem Sechspunkt-Schreibsystem gesprochen, das hauptsächlich in den Blindenanstalten gelehrt wird. Zur besseren Orientierung lassen wir einen Teil des Blindenalphabets mit der Uebersetzung folgen:

u. s. w. Nehmen wir nun die Buchstaben a bis j und sezen

vor jedes dieser Buchstabenzeichen die Figur  $\therefore$  so entstehen aus ihnen die Zahlen 1 bis 0, oder aus  $a = 1$ , aus  $b = 2$  usw. Demnach würde die Zeilengruppe

Das Lied von der  
Ewigkeit 1912

zu bedeuten haben. Wenn wir jetzt in Erwägung ziehen,